Der Wolf.

Nach Guy de Maupassant von Adolf Born.

Da erzählte mir neulich der alte Marquis d'Arville nach dem Jagd-Diner beim Baron Raoels folgende Geschichte: Man hatte einen Hirsch gejagt. Der Marquis war der einzige von den Tischgenossen, der nicht an der Verfolgung theilgenommen hatte; denn er jagte überhaupt nicht. Während der ganzen Mahlzeit sprach man von nichts anderem als von den Treibjagden. Selbst die Damen lauschten gespannt den blutdürstigen und oftmals recht unwahrscheinlichen Erzählungen, und die Redner ahmten den Angriff und den Kampf der Jäger mit dem Wilde nach, hoben die Arme in die Höhe und sprachen mit donnernder Stimme.

Herr d'Arville sprach gut, mit einem Anflug von Poesie, ein bischen durch die Nase, aber sehr wirkungsvoll. Er mußte die Geschichte wohl schon öfters erzählt haben; denn er sprach fließend, ohne Stocken, und die Worte waren geschickt gewählt und anschaulich.

Meine Herren, ich bin niemals auf der Jagd gewesen, ebensowenig wie mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater. Letzterer war der Sohn eines Mannes, der mehr gejagt hat, als Sie alle zusammen. Er starb im Jahre 1764, und ich will Ihnen erzählen, auf welche Weise er umkam. Er hieß Jan, war verheirathet und wohnte mit seinem jüngeren Bruder Franz d'Arville auf unserem Schloß in Lothringen mitten im Walde. Franz d'Arville war ledig geblieben aus Liebe zum Waidwerk.

Sie jagten beide, Jahr ein, Jahr aus, ohne Ruh, ohne Rast unermüdlich. Sie liebten nur die Jagd, verstanden nichts anderes, sprachen nur davon und lebten nur dafür.

Unaustilgbar war diese furchtbare Leidenschaft in ihrem Herzen drinnen; sie verzehrte sie, beschäftigte sie ausschließlich und ließ für nichts anderes Raum.

Sie hatten sich streng jede Störung bei der Jagd verboten, und als mein Urgroßvater zur Welt kam, während sein Vater gerade einen Fuchs hetzte, unterbrach Jan d'Arville auch nicht einen Augenblick die Jagd, sondern fluchte blos: „Hol's der Teufel, der Lump hätte auch ganz gut bis nach dem Halali warten können!"

Sein Bruder Franz war womöglich ein noch viel leidenschaftlicherer Jäger als er. Kaum war er aufgestanden, so besuchte er seine Hunde, dann die Pferde und dann schoß er in der Nähe des Schlosses Vögel, bis man aufbrach, um ein größeres Wild zu jagen. Im Lande hießen sie nur Herr Graf und Herr Junker.

Sie waren unverhältnißmäßig groß, knochig, stark behaart, hitzig und lebhaft. Der jüngere, der noch größer war als der ältere, hatte einer Sage nach, auf die er stolz war, eine so starke Stimme, daß die Blätter im Walde erzitterten, wenn er schrie.

Wenn sie sich beide zur Jagd in den Sattel setzten, so war das jedesmal ein stolzer Anblick, wie die beiden Riesen auf ihren großen Pferden einhertrabten.

Im Winter des Jahres 1764 nun herrschte eine ungewöhnliche Kälte und die Wölfe wurden wild. Sie griffen die Bauern an, die sich verspätet hatten, streiften um die Gehöfte herum, heulten von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang und entvölkerten die Ställe.

Da lief eines schönen Tages durch das Land das Gerücht von einem ungeheuren Wolfe, mit einem grauweißen Fell, der zwei Kinder gefressen, eine Frau den Arm zerfleischt und alle Wachthunde im Lande erwürgt hatte und furchtlos in die Einfriedigungen drang und an die Thüren witterte. Alle Einwohner behaupteten, seinen Athem wahrgenommen zu haben, von dem das flammende Feuer flackerte. Und bald durchlief eine furchtbare Panik die ganze Provinz. Niemand wagte bei Anbruch der Nacht fortzugehen. Das Gespenst der Bestie schien in der Finsterniß umzugehen.

Die Brüder d'Arville beschlossen, sie aufzusuchen und zu tödten und luden deshalb alle Edelleute des Landes zu einem großen Jagen ein.

Vergebens, man ließ die Wälder umhauen, die Gebüsche durchstöbern, sie war nirgends zu finden. Man schoß wohl Wölfe, aber der gesuchte war nicht darunter. Und jede Nacht nach einer Treibjagd griff das Thier, wie um sich zu rächen, irgend einen Wanderer an oder fraß ein Stück Vieh, weit entfernt von dem Orte, wo man es gesucht hatte.

Eines Tages endlich drang es auch in den Schweinestall des Schlosses d'Arville und fraß all die schönen Ferkel. Die beiden Brüder rasten, indem sie diesen Einbruch als eine Herausforderung ansahen, als eine direkte Beleidigung, als eine Verhöhnung. Alle ihre an große Kämpfe gewöhnten Leithunde boten sie auf und wutherfüllt zogen sie zur Jagd aus.

Von Tagesbruch an bis zu der Stunde, wo der goldige Sonnenball hinter den kahlen Baumriesen verschwand, durchstreiften sie das Dickicht, ohne eine Spur zu finden. Wüthend und trostlos kehrten endlich beide auf der mit Gestrüpp eingefaßten Straße langsam reitend zurück und verwunderten sich darüber, daß der Wolf ihre Erfahrung so getäuscht hatte, während sie plötzlich geheimnißvolle Furcht befiel.

„Das ist kein gewöhnliches Thier," sagte der ältere, „man sollte meinen, es habe Verstand wie ein Mensch." Der jüngere gab zur Antwort: „Wir sollten vielleicht die Kugeln durch unsern Vetter, den Bischof, weihen lassen oder einen Priester bitten, die nöthigen Gebete zu sprechen."

Dann verstummten sie.

Nach einer Weile sprach Jan wieder.

„Sieh nur, wie blutroth die Sonne ist. Heute Nacht richtet der Wolf noch irgend ein Unglück an."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, da bäumte sich sein Pferd, während zugleich das des Bruders hinten ausschlug. Ein breiter mit verwelkten Blättern bedeckter Strauch that sich vor ihnen auf, und ihren Blicken zeigte sich ein ungeheures, graues Thier, das durch das Gehölz hin Reißaus nahm.

Alle beide stießen eine Art freudiges Grunzen aus, und sich auf den Hals ihrer schwerfälligen Pferde niederbeugend, trieben sie sie mit einem mächtigen Schenkeldruck vorwärts, spornten sie mit Worten, Schlägen und den Sporen an, rissen an den Zügeln und peitschten aus Leibeskräften auf sie ein.

So gings in gestrecktem Galopp durch das Gestrüpp, über Schluchten hinweg, den Abhang hinunter, durch den Engpaß, und dazu stießen sie aus Leibeskräften in ihr Waldhorn, um ihre Jäger und Hunde herbeizurufen.

Da plötzlich stieß mein Urahn bei diesem wüthenden Jagen mit der Stirn gegen einen mächtigen Ast, der ihm den Schädel zertrümmerte; er stürzte aufschreiend zu Boden, während sein Pferd scheu geworden davonraste und in dem Dunkel des Forstes verschwand. Der Junker d'Arville hielt mit einem Ruck sein Pferd an, sprang auf die Erde, umschlang den Bruder mit den Armen und sah, wie blutuntermischt das Hirn aus der Wunde quoll.

Dann setzte er sich neben den Leichnam, bettete das entstellte, blutüberströmte Haupt auf seinen Schoß und betrachtete lange Zeit die starren Züge des Bruders. Allmälig ergriff ihn Furcht, die er noch nie empfunden. Furcht vor dem Dunkel, Furcht vor der Einsamkeit, Furcht vor dem öden Tann und Furcht vor dem gespenstischen Wolf, der ihm, um sich an ihnen zu rächen, den Bruder getödtet hatte.

Es wurde dunkler und dunkler, im scharfen Frost knarrten die Bäume. Schaudernd erhob sich Franz, unfähig, noch länger hier zu verharren, er fühlte eine Ohnmacht herannahen. Lautlose Stille ringsum, kein Hundegebell, kein Jagdhorn erschallt, alles stumm am dämmrigen Horizont, und dieses düstere Schweigen des Winterabends hatte etwas erschreckendes und seltsames an sich. — —

Er ergriff den Leichnam, richtete ihn auf und bettete ihn quer über seinen Sattel, um ihn nach dem Schloß zu bringen; dann setzte er sich langsam in Trab, vor seinen Augen flimmerts, und schreckbare, gräßliche Bilder verfolgen ihn.

Da plötzlich taucht auf dem in's Dunkel der Nacht gehüllten Weg eine Gestalt empor. Die Bestie! Ein jäher Schrecken durchzuckt ihn, etwas kaltes, wie ein Tropfen Wasser, läuft zu seinen Lenden herab und wie ein vom Teufel überraschter Mönch, schlägt der Jäger ein Kreuz über die plötzliche Rückkehr des furchtbaren Räubers entsetzt; da fallen seine Blicke zufällig auf den leblosen Körper vor ihm und im Nu im jähen Uebergang von Furcht zum Zorne erbebt er in wilder Wuth.

Dann stachelt er das Pferd an, und hinter dem Wolf jagt er her.

Durch Gestrüpp, über Schluchten hinweg, durch den Hochwald, durch den unbekannten Forst hin jagt er ihm nach, das Auge starr auf den weißen Punkt geheftet, der vor ihm herflieht in der dämmrigen Mondnacht.

Auch sein Pferd schien nie geahnte Kraft und Wuth zu athmen. Mit vorgestrecktem Nacken galoppirt's dahin, grad' aus, gegen Bäume und Felsen prallend, und Kopf und Fuß des Leichnams schlagen gegen seine Weichen.

Und jetzt, heraus aus dem Wald stürzen Bestie und Jäger in ein Thal hinab. Ueber das steinige Thal breitet der blasse Mond sein Licht aus, gewaltige Felsen umschließen es, es gibt keinen Ausweg, und in die Enge getrieben, macht der Wolf kehrt.

Franz stieß ein Freudengeheul aus, daß das Echo wie Donnerrollen wiedergab, und sprang, das Jagdmesser in der Hand, vom Pferd.

Mit gesträubtem Haar und gekrümmtem Rücken erwartet ihn die Bestie und ihre Augen funkeln wie zwei Sterne. Doch vor dem Kampfe ergreift der kühne Jäger den todten Bruder und setzt ihn auf einen Felsblock. Das blutbesudelte Haupt stützt er mit Steinen und schreit dem todten Bruder in das Ohr, als spräche er zu einem Tauben:

„Gib acht, Jan, gib acht!"

Nun stürzt er sich auf das Ungeheuer. Er fühlte sich stark genug, um Felsen zu entwurzeln und Steine in der Hand zu erdrücken. Das Thier will ihn beißen, aber er packt es im Genick und ohne seine Waffe zu gebrauchen, erdrosselt er es langsam; er hört, wie sich der Athem mühsam der Kehle entringt und wie das Herz aufhört zu schlagen. Und er lacht in rasender Freude und preßt immer mehr die Kehle zusammen und schreit wie wahnsinnig: „Gib acht, Jan, gib acht!" Der Wolf widerstrebt nicht mehr, der Körper wird schlaff. Er ist todt.

Franz nimmt ihn in die Arme und trägt ihn zu dem todten Bruder und legt ihn zu seinen Füßen nieder und ruft mit zitternder Stimme:

„Da, Jan, da nimm ihn, da, da ist er!"....

Dann lud er beide Körper auf das Pferd und machte sich schnell auf den Rückweg.

Weinend und zugleich lachend betrat er das Schloß. Er stieß ein Freudengeschrei aus und bebte vor Lust, als er den Tod des Thieres erzählte, er weinte und raufte sich den Bart, da er vom Bruder sprach.

Und oftmals noch in späterer Zeit rief er mit Thränen in den Augen aus: „Wenn nur mein guter Jan gesehen hätte, wie ich ihn erwurgt habe, ich weiß, er wäre ruhig gestorben!"

Die Wittwe meines Urahns flößte dem verwaisten Sohne einen Abscheu vor dem Waidwerk ein, der sich von Vater auf Sohn bis zu mir vererbt hat!"

Der Marquis d'Arville verstummte. Jemand fragte:

„Das ist eine Sage, nicht wahr?"

Und der Erzähler gab zur Antwort:

„Ich schwöre Ihnen, daß die Erzählung von A bis Z wahr ist."

„Das thut nichts," erwidert da eine Dame mit lieblicher Stimme; „es ist doch schön, wenn man solche vornehme Passionen hat."

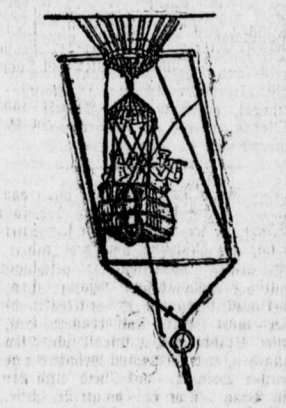
Fesselballons im Kriege.

Noch ist die abenteuerliche Nachricht zur Zeit der letzten Frühjahrsmanöver der russischen Armee an der deutschen und österreichischen Grenze in frischer Erinnerung, daß plötzlich Luftballons in einer Höhe, die für die russischen Geschosse nicht erreichbar war, von der preußischen Grenze herüberschwebten, mit voller Muße die russischen Bewegungen, Lager und Verschanzungen recognoscirten und dann wieder sich in derselben Richtung, von der sie gekommen, entfernten, und zwar wunderbarer Weise gänzlich unbekümmert um die herrschende widrige Luftströmung. Diese Erzählung war augenscheinlich darauf berechnet, den Glauben zu wecken, als sei die deutsche Heeresverwaltung im Besitze lenkbarer Luftschiffe. Davon ist jedoch keine Rede. Wie bereits bei den Armeen der anderen europäischen Staaten, besitzt Preußen im Anschluß an sein Eisenbahnregiment auch eine militärische Abtheilung für Luftschiffer, deren Einrichtung bis auf die Zeit kurz nach dem französischen Kriege zurückgeht. Doch beschäftigt sich diese Truppe nur mit den sogenannten Fesselballons, die sich zum Zwecke der Recognoscirung und Terrainaufnahme nützlich erwiesen haben.

Fesselballon in Thätigkeit.

Man wir erstaunt sein, zu erfahren, daß die Verwendung des Luftballons im Kriege keineswegs sehr neuen Datums ist, sondern bereits vor nahezu hundert Jahren eine allbekannte Sache war. Kaum hatten die Gebrüder Mongolfier und Professor Charles ihre wichtige Erfindung des Luftballons gemacht, als auch schon die Aufmerksamkeit der Heerführer sich darauf richtete. In den Jahren 1793 und 1794 ließ man während der Belagerung der Festungen Valenciennes, Maubeuge und Charleroi Luftballons aufsteigen, um die Stellungen des Feindes aus sicherer und bequemer Höhe auszukundschaften. Auch während der Schlacht von Fleurus kamen sie zur Anwendung.

Auch eine interessante Erinnerung aus unserem Bürgerkriege ist mit dem Luftballon verknüpft; General McClellan verwendete während der Kämpfe um Richmond ein Fesselballon mit gutem Erfolge. Derselbe war durch telegraphische Leitung mit dem Hauptquartier verbunden, und so wurde McClellan und sein Stab auf's Genaueste und vollständigste, ohne das Zelt verlassen zu müssen, über alle Einzelheiten der Schlacht unterrichtet.

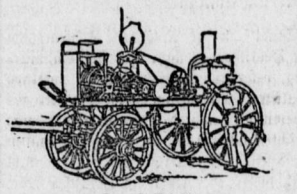


Die Observationsgondel.

Ein Umstand, der die Beobachtung aus der Vogelperspective von der Gondel des Fesselballons aus erheblich erschwert, ist das Schwanken derselben. Ein Ballon, der frei dahin fliegt, also den Luftströmungen völlig folgt, schwankt natürlich gar nicht; er schwimmt ohne jede Bewegung im Luftocean dahin, und so unmerklich ist sein Aufstieg, Niedergang und seine seitliche Bewegung, daß der Aeronaut solche nur aus der Bewegung hinausgeworfener Papierschnitzel erkennen kann. Anders beim Fesselballon. Das Seil, welches ihn mit einem festen Punkt der Erde verbindet, bietet der Luftströmung, die den seltsamen Vogel mit seinen Insassen zu entführen strebt, starken Widerstand. Deshalb schwingt die Gondel hin und her, und wenn man nicht auf Abhilfe bedacht wäre, würde die Anwendung photographischer Apparate, ja selbst das Hantiren mit dem Fernrohr, zur Unmöglichkeit werden. Deshalb hat man die Gondel neuerdings nicht direct mit dem Seil in Verbindung gebracht, sondern dieselbe in ein Art Trapez aus Seilen und Stangen eingespannt, an welche der Fesselstrick befestigt wird. So bleibt die Gondel nicht nur ruhig und stationär, sondern auch die Zugkraft wird auf eine größere Fläche vertheilt.

Die Füllungsbatterie.

Von großer Wichtigkeit ist auch die leichte Transportfähigkeit des Ballons und des dazu gehörigen Apparats. Der Ballon muß aus möglichst leichtem, dabei aber doch sehr dauerhaftem und widerstandsfähigem Material bestehen. Die Engländer machen neuerdings ihre Ballons für die Armee aus sogenannten Goldschlägerhäutchen, deren Bereitung als Geheimniß bewahrt wird. Doch weiß man, daß dieser Stoff aus der inneren Verkleidung der Schafsdärme hergestellt wird, indem man von zwei bis zwölf dieser äußerst dünnen, aber zähen und elastischen Membranen durch starken hydraulischen Druck zu einer einzigen zusammenpreßt. Ein daraus gefertigter Ballon ist doppelt so theuer, als einer aus Seide. Wichtig ist auch der Apparat zur Füllung des Ballons. Die deutsche Regierung bedient sich neuerdings des von ihr angekauften Richter Majert'schen Verfahrens, bei welchem das Gas in comprimirtem Zustande in schmiedeeisernen Blasen oder Ballons transportirt wird. Die Füllung kann augenblicklich bewirkt werden und der zeitraubende Proceß der Gasentwickelung fällt ganz fort.



Das Fesselseil.

Das Seil ist um eine Kurbel geschlungen, welche leicht und sicher abläuft, sobald der Ballon emporstrebt. Doch ist durch ein System von Rollen dafür Sorge getragen, daß der Ballon nicht etwa zu schnell steigt, so daß ein Abreißen oder Verschlingen des Seiles verhindert wird. Die Gondel ist äußerst compendiös, und enthält allen nöthigen Zubehör, namentlich auch den photographischen Apparat, und ferner die Chemikalien für Calcium- und Magnesiumlicht in genügendem Vorrath.

Sei'm Schicksal kann mer nich entgeh'n.

(Sächsisch.)

„Mit Maier'sch", sagt Miller zu seiner Alden,
„Is es nich länger mehr auszuhalden!"
Er meent die Bardei im dritten Stock —
„Sie is e' Xandibbe und Er wie e' Bock!
So eichensinnich und egglich im Haus.
Das Beste wird sein, wir ziehen aus!"

Ganz ähnlich hat vor en baar Wochen
Der Maier zu seiner Gaddin gesprochen,
Und also kam's, daß an eenem Dag
In dem Hause war e' Geschlebb und Gedrag
Und beide Bardeien, sonst sehr befreindet,
Jetzt aber sehr miteinander befeindet,
Zu gleicher Zeid ihr Mobiliar
Aus dem Hause schaffden — wie sonderbar!

Weeß Knebbchen, es wär' ja der Zweck erreichd,
Wenn Eens nur von der Schdelle weichd,
Doch, daß sie Beide das Haus verlassen,
War Sie doch e Lugfus gewissermaßen!

Aber 's Scheenste kommt erst im zweeten Theel!
Denkt Eich den Schrecken meiner Seel',
Wie sie in die neue Wohnung kommen,
Da wird erst von Beiden wahrgenommen,
Daß sie — weeß Good, es is nich erlogen —
Zufällig in's selbe Hause gezogen:
Die Miler'sch in die Erschde — o die Blamage! —
Und die Maier'sch nu eben in die zweede Edage! — —

Dadraus ganz deidlich zu erseh'n:
Daß der Mensch sei'm Schicksal nich kann endgeh'n,
Und wenn's beschdimmd is, daß es gescheh',
Kriechd man eenen Schwibs vom Bliemchenkaffee!

Der Politiker.

Ich kenne einen Mann und habe ihn gern,
Der hält von Politik sich gänzlich fern;
Und als ich ihn nach dem Grunde gefragt, —
„Warum? Aus Politik!" hat er da gesagt.

Alb. Roderich.

— Offenherzig. „Jetzt weiß ich net — ist's der oder oder ist's der!" — „Ja, was wollen Sie denn eigentlich?" — „Mein Herr hat g'sagt, wenn ich 'neinkomm' in's Zimmer, so sitzt gleich in der ersten Reih' ein alter, z'widerer Kerl: — zu dem soll ich sag'n, daß der Herr Meier net in d' Kanzlei kommen kann, weil er krank is!"

— Was kein Verständ der Verständigen sieht. Mama, wenn man in der See badet, dann braucht man ja nicht angezogen zu sein. — Gewiß nicht, mein Kind. — Aber warum hast Du denn so viele Kleider mitgenommen?

Wie man sich idealisiren läßt.

Der Gastwirth Siebenspätzl in Nieder-Popfingen liebt halt die Kunst, und besonders die Malerei. Sein Lieblingsdichter ist Friedrich Schiller. Einmal, weil dieser auch ein geborener Schwab ist, und dann glaubt er auch so eine Art Seelenverwandtschaft, ja,

Der Siebenspätzl, wie er ausschaut,

sogar eine auffallende Aehnlichkeit in dem geistreich geschwungenen Profil des Dichters der „Räuber" mit seiner eigenen werthen Persönlichkeit entdeckt zu haben. Und als der Siebenspätzl noch ein junger fescher Bursch war und bei den Mädls fensterln ging, da mochte das wohl auch passiren — wir meinen mit der Aehnlichkeit. Aber mit der Zeit verlor denn doch die Nas, auf die der Siebenspätzl so stolz war, ganz ihren klassischen Schnitt; sie ging in die Breite, wurde röthlich und zum Entsetzen des Eigenthümers dieses imposanten Gesichtserkers zeigten sich sogar allgemach Warzen, die dann dem Ganzen schließlich das Ansehen einer überreifen Kartoffel mit kleinen Knöllchen gaben. Und das Bild oben ist ein gutes Konterfei von dem Siebenspätzl, wie er damals ausschaute, als er dem Herrn Porträtmaler Schmierl aus München saß.

und wie ihn der Herr Schmierl als Schiller idealisirt.

Doch halt! wir wollen nicht vorgreifen. Kam da eines Tages ein lustiges, leichtes Blut, ein Münchener Maler in Nieder-Popfingen an; dem gefiel denn der Gasthof zum „Zum silbernen Ferkel" und sein Wirth, der Herr Siebenspätzl, gleich ganz vortrefflich, und er quartierte sich gleich ein. Der Maler war nun aber für den kunstliebenden Wirth ein gefundenes Fressen. Erzählen that er dem Herrn Professor Schmierl — so nannte sich der übermüthige Fant aus München — daß gleich das Ende davon weg war, und deutete auch zart auf seine einstige Aehnlichkeit mit dem schwäbischen Dichterkönig hin.

Unser Maler war nicht auf den Kopf gefallen, und eines Tages schlug er dem Siebenspätzl kräftig auf die Schulter und rief: „Ich hab's! Die paar Jahre spielen keine Rolle! Ich male Euch, Freund Siebenspätzl, wie Ihr damals ausgeschaut — als Schiller, im Jünglingsalter! Und dafür gebt Ihr mir gute Wohnung und Kost, so lange, bis ich Euer Bild fertig gebracht!"

Wer war froher, als der Siebenspätzl! Der Professor Schmierl hielt sein Wort, und der Wirth auch. Und heute prangt sein Konterfei als Prachtstück im Staatszimmer des „silbernen Ferkels" und jedem Besucher erzählt er stolz, das sei er selbst aus seinen Jugendjahren, als er noch gerade so ausgesehen, wie der berühmte Karlsschüler, der die „Räuber" und den „Wallenstein geschrieben....

„Wollen Sie sterben?"

fragte, wie das „Mainzer Journal" erzählt, ein Lieutenant bei Gonsenheim einen Arbeiter; welcher wegen seines bedenklichen Schwankens über ihn lachte. Der Gefragte antwortete: „Ich habe die Kriege 1866 und 1870 mitgemacht und bin nicht gestorben und werde auch heute nicht sterben." Hierauf blieb er am Leben.

Da hätten wir denn die Lösung der brennenden Frage. Der Bewaffnete (Lieutenant oder Soldat) fragt den Civilisten in kritischen Momenten, ob er sterben wolle, und nur wenn die Antwort bejahend ausfällt, wird er getödtet.

Allerdings hat nicht jeder Gefragte die großen Kriege mitgemacht und muß dann eine anderslautende Antwort geben. Als solche empfehlen wir:

„Nein, ich habe Weib und Kind zu Haus, die ohne mich verderben." (Heine.)

oder: „Bedaure, ich habe zu morgen den Steuerboten wieder bestellt, da ich heute kein Geld hatte."

oder: „Bitte, nach Ihnen!"

u. s. w.

— Verschiedene Betonung. Herr (für sich, als eben ein rechter Geck an seinem Tisch vorbeigeht): „Eingebildeter Mensch!" — Geck (wüthend): „Mein Herr, das werden Sie mir büßen!" — Herr: „Büßen? Wieso? Wenn ich von Ihnen sage „ein gebildeter Mensch"?!"

— Ein sonderbarer Thierfreund. Dame: „Sind Sie auch ein Thierfreund? Lieben Sie die Thiere des Waldes?" — Herr: „O gewiß! Ich esse z. B. Hasenbraten leidenschaftlich gern!"

— „Um a' Cigarr' für fünf Pfennig' bitt' i'!" — „Soll sie stark sein?" — „Nu, daß sie halt in's Maul paßt!"

Russische Pfingsten.

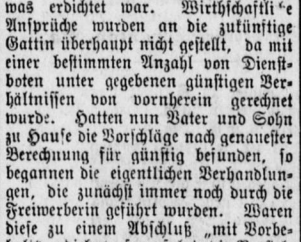
Der zweite Pfingstfeiertag hatte früher für die Töchter des Mittel-, besonders des Kaufmannsstandes in Petersburg eine ganz besondere Bedeutung. Am Nachmittag dieses Feiertages zogen die jungen Mädchen mit ihren Müttern und der Freiwerberin nach dem an der Newa gelegenen Sommergarten, um sich dort in der Hauptallee in stattlichen Reihen zur Brautschau aufzustellen. Die Mütter putzten sie zu diesem Ereigniß mit allen Kostbarkeiten aus, die nur irgend in ihrem Besitz waren; denn der Reichthum der Schönen bildete das beste Anziehungsmittel für die Heirathscandidaten. Was an Tand und Schmuckfachen aufzubringen war, trugen die jungen Dirnen an sich; eine findige Mutter soll einmal ihrer Tochter an die Halsschnur ein Dutzend vergoldeter Theelöffel gehängt und in den Gürtel die gleiche Anzahl Eßlöffel gesteckt haben, damit sie einen recht wohlhabenden Eindruck mache. Fast alle Mädchen hatten tüchtig Schminke aufgelegt und überhaupt ihre körperlichen Reize auf jede Weise zu erhöhen gesucht.

Die jungen Männer, ebenfalls plump-stutzerhaft gekleidet, erschienen zumeist in Begleitung ihrer Väter, die sich mit praktischen Winken und Rathschlägen lebhaft an der seltsamen Musterung betheiligten. Blieb das Auge des Prüfenden wohlgefällig an einer jungen Schönen hängen, so trat sofort die Freiwerberin in Thätigkeit. Mit jener erstaunlichen, breiten Beredtsamkeit, die gerade im russischen Kaufmannsstand dem Gespräch ein so eigenthümliches Gepräge verleiht, pries sie die Vorzüge ihrer Schutzbefohlenen auf allen Gebieten. Der geschäftskundige Kaufmann erkannte natürlich alsbald, was von den Anpreisungen zulässig und was erdichtet war. Wirthschaftliche Ansprüche wurden an die zukünftige Gattin überhaupt nicht gestellt, da mit einer bestimmten Anzahl von Dienstboten unter gegebenen günstigen Verhältnissen von vornherein gerechnet wurde. Hatten nun Vater und Sohn zu Hause die Vorschläge nach genauester Berechnung für günstig befunden, so begannen die eigentlichen Verhandlungen, die zunächst immer noch durch die Freiwerberin geführt wurden. Waren diese zu einem Abschluß „mit Vorbehalt" gediehen, so erfolgte die Vorstellung im Hause der Auserwählten. Die Letztere blieb bis zur endgiltigen Entscheidung die unbetheiligte Person an der ganzen Verhandlung, wurde aber während dieser Zeit schon gewissermaßen als Braut betrachtet.

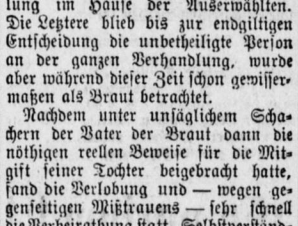
Nachdem unter unsäglichem Schachern der Vater der Braut dann die nöthigen reellen Beweise für die Mitgift seiner Tochter beigebracht hatte, fand die Verlobung und — wegen gegenseitigen Mißtrauens — sehr schnell die Verheirathung statt. Selbstverständlich fielen für die unverdrossene Arbeit der Freiwerberin die entsprechenden Procente ab, und gleichzeitig wurde sie für weitere Vermittelungen auch nahestehenden Familien empfohlen. Naturgemäß spielte sie jederzeit eine höchst geachtete Rolle bei Müttern und Töchtern und konnte einer besonderen Aufnahme und der besten Leckerbissen immer sicher sein.

Die Brautschau am zweiten Pfingsttage hat sich unter etwas veränderten Verhältnissen bis zur Zeit der Regierung Alexanders II. gehalten. Als der kosmopolitische Charakter der Hauptstadt zunahm, verschwand sie. Aber noch heutigen Tages werden die Heirathen in mittleren und niederen Kaufmannshäusern und auch bei den Bauern fast ausschließlich mit Hilfe der „Swacha" angebahnt und das geschäftliche Interesse gibt ganz und gar den Ausschlag. Auch jetzt noch kann man die Freiwerberin an öffentlichen Orten, z. B. im Zoologischen Garten mit ihren Versuchsobjecten sehen und ohne sonderliche Schwierigkeit ihre unvergleichliche Vermittlungsgabe beobach

Der neugekaufte Bullenbeißer,



oder



der alte und der neue Herr.

— Lakonischer Bescheid. — Gattin: Kaum vier Wochen verheirathet, kehrst Du aus dem Wirthshause erst Abends spät nach Hause zurück? Ich koche vor Wuth. Gatte: Das ist mir lieb zu hören. Ich glaubte, Du könntest garnicht kochen.

— Geflügelte Worte. „Ich kann nicht bis drei zählen!" sagte der Lieutenant am letzten des Monats. Er zählte er seine Markstücke. — „Man muß hier so Manches hinunterschlucken!" sagte die Gans. Da ward sie genudelt.

— Bescheiden. Junger Mann (zu seiner Angebeteten): „Wenn ich nur wüßte, wofür Sie sich begeistern!" Dame: Für alles Gute, Edle und Schöne!" Junger Mann: „Herrlich! dann darf ich also hoffen?!"

Eine Pfingstfahrt.

„Zu Pfingsten bleibe ich fortan in Berlin und begnüge mich mit einem bescheidenen Spaziergang", schreibt ein Abonnent der Berliner „Tägl. Rundschau," aber vor einer Pfingstextrafahrt soll mich künftig der Himmel bewahren. Ich werde noch lange daran denken. Ich hatte mich mit einer Anzahl Freunden entschlossen, in zweitägiger Spritzfahrt das grüne Eiland Rügens heimzusuchen. Es gelüstete uns wieder an's brausende Meer! Um Mitternacht bestiegen wir den Wagen auf der Stettiner Bahn, nachdem wir uns zuvor mit reichlichem Getränk gestärkt hatten. Merkwürdigerweise waren auch viele andere Pfingstvögel auf den Gedanken gekommen, nach Rügen zu flattern, und merkwürdigerweise hatten auch sie sich zuvor an kräftigem Trunk gelabt.

Der Zug war fürchterlich überfüllt, und wir saßen uns menschlich nahe in des Wortes verwegenstem Sinne. Nur halbe Scheidewände trennten die Abtheile des Wagens, und ein betäubender Lärm empfing uns, als unsere Einschachtelung vor sich ging. Hinter uns hausten etwa acht Studenten, die das geistvolle Lied intonirten: Laurentia, liebe Laurentia mein, wann werden wir lieber beisammen sein — am Montag. Sie sangen unverwüstlich alle Wochentage durch bis zum Sonntag — um dann einen andern, noch erhebenderen Kantus steigen zu lassen. Vor uns saß mit drei semmelblonden Töchtern eine sorgsame Mutter, die uns bat, die Fenster zu schließen, da Lili schrecklich an Zahnschmerzen litte. Bald füllte ein undurchdringlicher Cigarrenqualm, ein richtiger „Hecht", den Raum.

Der Becher kreiste, das Lied ertönte heiser, immer heiserer, und draußen hielt die ambrosische Nacht dunkel die Erde umfangen. Vor Eberswalde wurde Lili ohnmächtig. Hilfsbereite Hände führten ihr ein halbes Dutzend Feldflaschen mit „diversen Likören" an den jungfräulichen Mund. Die Rettung gelang. Lili trank wie ein alter Schiffskapitän, und mit tiefem Athemzug kehrte sie in dies mit Bitterkeit gewürzte Leben zurück. Dann senkte sich zeitweilig der Schlummer auf die Augenlider der Extrafahrtler, und ein harmonisch abgestimmtes Schnarchen mischte sich in das dumpfe Keuchen der Aren. An den Haltepunkten wurden Alle wieder lebendig, und in Ermangelung anderer Erfrischungen wurde Bier, immer Bier getrunken. In Swinemünde dauerte der Aufenthalt eine Stunde, während welcher wir den Kampf um eine Tasse Kaffee kämpften, bis wir schließlich eine Mischung eroberten, deren Preis von fünfundzwanzig Pfennigen beinahe das Einzige war, was dem Kaffe sonst eigenthümlich zu sein pflegt. Dann begaben wir uns an Bord. Die Sonne Homers ließ sich nicht blicken, aber es wehte eine erfrischende Brise. Das veranlaßte uns, auf den Rath der Kellner und anderer erprobter Wasserratten, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gegen die Seekrankheit zu treffen, gegen die wir uns mit massenhaftem Cognac, Portwein und Madeira so lange schützten, bis sie kam. Ich bin mir aber noch im Unklaren, ob sie Poseidon, der ränkevolle Beherrscher der Salzfluth, oder Bacchus, der Gott des Weins, sandte. Es herrschte ein schauderhaftes Chaos auf dem wogendurchfurchenden Dampfer. Schließlich landeten wir und betraten als wahrhaft müde Wanderer die Insel des Fürsten Putbus. Vom Aufenthalt daselbst wirbeln mir nur etliche dunkle Erinnerungen durch den Kopf: strömender Regen, große Biederkeit der ehrlichen Fischer, noch viel größere Preise, mächtige Kreidefelsen, ganz kleine Beefsteaks, eine niedrige Dachkammer für sechs Personen, ein Waschbecken und ein Handtuch für sechs Personen. Am folgenden Mittag traten wir in hochgradigem Stumpfsinn die Rückfahrt an, und am Abend waren wir wieder am grünen Strand der Spree. Ich versichere nochmals: ich bleibe in Berlin!"

Die Verleumdete.

Sie sagen da, Herr Secretär,
Miß Morland näh're sich den Dreißigen?
Man soll der Wahrheit sich befleißigen!
Sie flunkern, Herr! Denn von den Dreißigen
Entfernt die Miß sich mehr und mehr.

Spruch des Weltweisen.

Brennende Sonne
Hagel und Schnee
Schafft mir nicht Wonne,
Schafft mir nicht Weh.
Frieren und Glühen,
Hunger und Durst,
Welken und Blühen —
Alles ist Wurst.

— Treffender Vergleich. — Ein Studiosus befindet sich in großer Geldverlegenheit und schreibt deßhalb seinem Vater folgende Zeilen: „Lieber Vater! Da ich Gelegenheit habe, mir eine Münzensammlung, für die ich schon so lange schwärme, anzuschaffen, so bitte, schicke mir zu diesem Zwecke 300 Mark. Dein Max." — Nach Empfang dieses Briefes schreibt der Vater Folgendes an seinen Sohn: „Lieber Max! Die 300 Mark kann ich Dir nicht senden, denn erstens habe ich sie nicht, und zweitens kommt mir das gerade so vor, als wenn sich ein Mops eine Wurstsammlung anlegen wollte. Dein Vater."

— Abgeführt. Geck: Ich sage Ihnen, ich verbreche allen Weibern den Kopf. — Dame: Das glaub' ich wohl; muß ich doch schon zu all' dem faden Zeug, das Sie schwatzen, meinen Kopf umdrehen.

— Vertrauen erweckend. Gläubiger: „Haben Sie Hoffnung, Geld zu bekommen?" — Student: „Bis zum letzten Athemzuge!"